

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 227.

Samstag, 29. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banktrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Winderer.

(30. Fortsetzung.)

Ein beharrlicher, warmer Sommerregen strömte nieder, als René in Begleitung Doktor Kerns zur ersten Verhandlung nach dem Gerichtsgebäude fuhr. Im Gegensatz zu Doktor Kern schien er sehr zuversichtlich.

„Ich weiß, daß ich den armen Kerl nicht erschossen habe“, sagte er nochmals auf dem Gang zum Gerichtssaal. Doktor Kern zuckte mit der Schulter.

„Versuchen Sie Ihre Gewißheit dem Gericht plausibel zu machen.“

Der Gerichtssaal war überfüllt. Die Verbindung dieser Mordaffäre mit dem Banktrach der Italiastabile hatte sie zur großen Sensation der Stadt gemacht. Man sah bekannte Gesichter, Bankiers, Studenten, viel Frauen. Würdig schritten die Justizbeamten auf und ab. Zwei von ihnen nahmen hinter René Platz, der sich leise mit Doktor Kern unterhielt. Frau Marianne, die man als Zeugin geladen hatte, saß nicht im Saal.

Immer noch müde von der Verletzung, blaß im Gesicht, besah sich René diese Umgebung. Den Zuschauern mochte ein gruseliger Schauer über den Rücken laufen, wenn sie der Blick dieses Mörders traf. Die ganze Atmosphäre war von Spannung geladen.

Als die Geschworenen den Saal betraten, konnte sich René eine satirische Bemerkung nicht verkneifen.

„Ich dachte, Frankfurt sei die Stadt der Bankiers. Jetzt sehe ich, daß die Fleischermeister überwiegen.“

„Schweigen Sie doch um Gottes willen still“, flüsterte Doktor Kern zurück. „Sie verschärfen sich durch ihre ehrfurchtslose Miene nur die Sympathie dieser braven Männer.“

„Wennschon“, gab René gleichmütig zurück.

Im gleichen Augenblick wurden die Türen vor dem hohen Gerichtshof aufgerissen. Oberlandesgerichtsrat Doktor Frid, der Vorsitzende, trat ein, von den beiden Beisitzern und dem Staatsanwalt gefolgt. Staatsanwalt Legebauer ging mit raschen, großen Schritten zu seinem Platz. Er war groß und hager, ein asketisches Gesicht, im Gegensatz zu Oberlandesgerichtsrat Doktor Frid, dessen Gesicht beim ersten Anblick ein joviales, gutmütiges Aussehen zeigte.

„Lassen Sie sich durch diese Bonhomie nicht täuschen“, flüsterte Doktor Kern dem erstaunten René zu. „Sie ist seine gefährlichste Waffe.“

„Ich fürchte mich nicht.“

Doktor Frid rieb sich die Hände, als er jetzt — die übrigen Formalitäten waren bereits erledigt, — die Akten aufnahm. Langsam, mit gepflegter, etwas harter Sprache, begann er die Anlageschrift zu verlesen. Sie enthielt, in selbstsam verschrobenem Juristendeutsch, nichts mehr und nichts weniger als die Beschreibung des gemeinen Raubmordes und schweren Einbruchs von René Savary und Umberto Chiari in die Bank Enrico Chiari.

„Das Gesamtbild des Angeklagten ist ein wenig sonderbar“, fuhr Doktor Frid, zu den Geschworenen gewendet, fort. „Die Untersuchungen ergeben folgende Tatsachen: Savary ist am 12. Februar 1896 in Straßburg im Elsaß geboren, ist also deutscher Nationalität gewesen. Ende 1918 siedelte er mit seinen Eltern in

(Nachdruck verboten.)

die Schweiz über und verschwindet nach dem Tode seines Vaters spurlos, um dann wieder in Amerika aufzutauchen. In den USA., deren Staatsangehörigkeit er erwirbt, führt er ein recht abenteuerliches Leben, — wird Reporter, Angestellter, Hauslehrer — wieder Reporter, beschäftigt sich mit Technik und wird schließlich Reklamechef einer großen Automobilfirma und — heiratet die Tochter des Chefs. Das stimmt doch?“

René, in Gedanken versunken, nickt kaum.

„Sie haben aufzustehen, wenn der Herr Präsident etwas mit Ihnen spricht“, faucht hinter ihm einer der Justizbeamten. Gehorsam steht René auf.

„Die Akten stimmen.“

Der Vorsitzende entläßt ihn mit einer gnädigen Bewegung.

„Seine Frau verunglückte bei einem Autounfall tödlich. Aber schon vorher scheint die Ehe nicht mehr sehr harmonisch zu sein. Es liegt nahe, daß die Abenteuerlust des Angeklagten die Ursache war.“

„Das stimmt nicht.“ René war aufgesprungen.

„Sie haben nur zu antworten, wenn Sie gefragt werden“, bedeutete ihm der Vorsitzende jovial. „Dem Angeklagten bleibt ein nicht unbeträchtliches Vermögen, über dessen Verwendung er noch Auskunft zu geben haben wird. Jedenfalls unvereinbar mit diesem Besitz ist das folgende: Er tritt aus der Firma seines Schwiegervaters aus und führt eine Zeitlang ein recht ungebundenes Dasein. Am 2. Februar schiffte er sich in New York nach Southampton ein, bleibt ungefähr vierzehn Tage in England, fliegt dann über Paris nach Lausanne. Hier und in Zürich verweilt er — immer noch unter seinem richtigen Namen — einige Tage, um dann hier in Frankfurt bei Direktor Chiari mit den besten Empfehlungen einer Bostoner Bank unter dem Namen Sam Walker . . .“

„Pardon . . .“, unterbrach der Staatsanwalt, sich vorbeugend, „ich bitte, an den Angeklagten eine Zwischenfrage richten zu dürfen.“

„Bitte“, machte der Vorsitzende ungeduldig, der sich so brüsk in seiner klaren Erzählung unterbrochen sah.

„Sagen Sie, Angeklagter“, wandte sich der Staatsanwalt an René, „würden Sie die Liebenswürdigkeit haben und uns einmal erzählen, wie Sie in den Besitz dieser Einführungsschreiben der Bostoner Bank kamen?“ Doktor Legebauer fand es besonders wichtig, diesen übermäßig freundlich-ironischen Ton dem Angeklagten gegenüber anzuschlagen.

René erhob sich. „Ich habe das Papier gekauft.“

„Ach . . .“ Doktor Legebauer lächelte dünn, „und können Sie mir sagen, von wem?“

„Nein, das kann ich nicht sagen. Aber den Preis will ich Ihnen verraten. Zehn Dollar hat mich der Brief gekostet.“

„Ich glaube“, unterbrach der Vorsitzende, ohne auf weitere Fragen des Staatsanwaltes zu warten, „daß es erforderlich wird, den Angeklagten auf die Heiligkeit dieses Hauses hinzuweisen. Es wird in Ihrem Interesse liegen, Angeklagter, durch ruhige und sachliche Antworten die schwere Arbeit des Gerichtes zu unterstützen, anstatt sie zu verhöhnen. Wir bemühen uns, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir

erwarten aber von Ihnen Ernst und Ehrfurcht. Vielleicht erinnern Sie sich dessen, wenn wir gezwungen sind, noch weitere Fragen an Sie zu stellen.“

Rene nickte, ein Lächeln verbergend.

Von März bis Ende April — genauer bis zur Nacht vom 3. auf 4. Mai, in der der Mord passierte, arbeitete der Angeklagte unter dem Namen Walker als erster Kassierer der Italia-Bank. In jener Nacht oder vielmehr früh am Morgen mit dem ersten Postflugzeug fliegt er nach London, nun wieder auf seinen alten Namen. Bereits am nächsten Tag taucht er in der deutschen Gesandtschaft in London als Kriminalkommissar Neubeder auf und behauptet, gerade mit der Aufklärung der Italia-Angelegenheit betraut zu sein. Durch ein geschicktes Manöver gelingt ihm das, ohne daß man ihm die Beglaubigungspapiere abverlangt.“

„Also offensichtlicher Betrug und Amtsannahme“, konnte sich der Staatsanwalt nicht verkneifen, hier einzuwerfen.

Der Vorsitzende schien es nicht gehört zu haben. Un auffällig sah er auf seine Armbanduhr.

Erst als sich der Angeklagte durch sein großartiges Auftreten in London hinreichend verdächtig gemacht hatte und befürchten mußte, daß ihm schließlich auch hier der Boden zu heiß werden könnte, reist er unerwartet plötzlich ab und fährt — trotzdem er eine Fahrkarte nach Frankfurt löst — nach Brüssel, wo er sich mit dem gleichfalls geflohenen Umberto Chiari trifft. Sei es nun, daß Chiari sein Helfer und Komplize oder nur ein Mitwisser ist, — jedenfalls gerät der Angeklagte mit dem jungen Mann in ein Handgemenge, in dessen Verlauf Chiari dem Angeklagten eine Kugel in die Brust schießt und sich dann, als er seine Tat entdeckt sieht, entleibt. Dies ist die Vorgeschichte. Da der Angeklagte den Fragen in der Voruntersuchung ein verstohenes Schweigen entgegensetzte, werden wir gezwungen sein, diese ganze Vorgeschichte eingehend zu prüfen.“

„Angeklagter!“

Rene stand auf.

„Bekennen Sie sich des Mordes an dem Nachportier der Italia-Bank, Ferdinand Müller, schuldig?“

„Nein.“

„Bekennen Sie sich der Mitwisserschaft an dem Mord schuldig?“

„Nein.“

„Bekennen Sie sich schuldig, den Betrag von dreihundertfünzigtausend Dollars in amerikanischen Obligationen aus dem Privatfasse Direktor Chiaris geraubt zu haben?“

Rene schwieg und sah den Vorsitzenden mit einem sonderbaren Lächeln an.

„Hätten Sie Ihre Frage in eine andere Form gekleidet, Herr Präsident“, sagte er dann, „und an Stelle des Wortes „geraubt“ „entnommen“ gesetzt, so hätte ich wohl mit Ja antworten müssen.“

Lautlose Stille im Saal. Der Vorsitzende und Staatsanwalt Legebauer beugten sich vor. Die Geschworenen steckten die Köpfe zusammen.

„Sie gestehen also, die amerikanischen Obligationen — sagen wir — entnommen zu haben?“

„Ich gestehe es.“

„Und wo haben Sie das Geld?“ Staatsanwalt Legebauers Stimme hatte einen merkwürdigen Klang, wenn er erregt war.

„In Sicherheit“, antwortete Rene ruhig.

„Was heißt das?“

„Die Obligationen befinden sich — in der gleichen Verfassung, wie ich sie entnahm — in Händen meines Londoner Anwalts.“

„Das ist stark!“ Doktor Legebauer lehnte sich ent-rückt zurück, sich mit einem Rundblick der allgemeinen Zustimmung versichernd. Auch der Vorsitzende hatte sich in seinem hohen Lehnstuhl zurückgesetzt und lächelte zufrieden.

„Ich bin überzeugt, Angeklagter, daß Sie im Verlauf der Sitzungen auch das erste Verbrechen eingestehen werden.“

„Ich bestreite, ein Verbrechen eingestanden zu haben“, behauptete Rene in scharfem Ton. „Ich habe lediglich — mein Eigentum zurückgenommen.“

„Verzeihen Sie, wenn ich das nicht verstehe“, lächelte der Vorsitzende. Der Saal bewies durch leises Richern, daß er diese feine Ironie verstanden hatte.

Renes Verteidiger Doktor Kern stand auf.

„Ich bin befugt, dem hohen Gericht die Unterlagen zu übergeben, die die Richtigkeit dieser Angabe bestätigen.“

Erstaunt nahm Doktor Frid aus Doktor Kerns Händen eine kleine Mappe mit verschiedenen Papieren. Nachdem er sie kopfschüttelnd durchgeblättert hatte, reichte er sie an die Beisitzer weiter.

„Vielleicht hat der Angeklagte die Freundlichkeit, diese geheimnisvolle Geschichte näher zu erklären“, sagte er, ein wenig ermüdet.

Rene stand auf.

„Wie Ihre Akten vollkommen richtig ausweisen, wurde ich in Straßburg im Elsaß geboren. Mein Vater war der bekannte Großindustrielle Savary.“

Der Vorsitzende nickte.

„Mein Vater gehörte zu den wenigen elsässischen Industriellen, die Deutschland als ihr wirkliches und natürliches Vaterland ansahen. Er hatte hohe Ehrenstellen des Staates und der Stadt inne und war wegen seiner germanophilen Einstellung bekannt und — verhaßt.“

Als das Ende des Krieges Elsaß und Lothringen wieder an Frankreich zurückfallen ließ, mußte mein Vater — entgegen seinem eigenen Wunsch — in Straßburg bleiben, da sein ganzes Vermögen in großen Liegenschaften und Unternehmungen steckte und nicht freizumachen war. Das war die günstigste Gelegenheit für seine politischen Feinde und persönlichen Widersacher. Schikane auf Schikane verbitterte ihm das Dasein. Mein Vater war sehr unklug. Er hütete sich nicht, öffentlich Vergleiche zu ziehen. Bei dem Empfang des neuen französischen Präfekten blieb er ostentativ zu Hause. Wie unklug er damit handelte, sollte er bald erfahren.

Sein einziger Umgang war bald nur noch sein Bankier — Direktor Enrico Chiari . . .“

Ein erstauntes „Ah . . .“ lief durch den Saal. Man fühlte förmlich die Spannung der Menschen. Nur der Staatsanwalt machte ein gelangweiltes Gesicht und betrachtete aufmerksam seine gepflegten Fingernägel.

„Am 2. Januar 1919 schickte uns Direktor Chiari einen Boten mit der geheimnisvollen Nachricht, daß er durch Mittelsleute in Erfahrung gebracht habe, meines Vaters sofortige Ausweisung stünde unmittelbar bevor.“

Mein Vater, der damals schon leidend war, wurde durch diese Nachricht ungeheuer erregt und ging sofort zur Präfektur. Der Präfekt ließ ihn abweisen — mein Vater sah darin nur eine Bestätigung der Mitteilung Chiaris, an dessen Ehrenhaftigkeit er — leider — keine Ursache hatte zu zweifeln.

Wir packten noch am gleichen Tag und in aller Heimlichkeit alle Wertsachen ein. Am Nachmittag kam Chiari. Da, wie gesagt, alles Vermögen meines Vaters in Liegenschaften und Häusern und Fabriken festgelegt war und die Gefahr einer Beschlagnahme durch die französischen Behörden damals sehr groß war, ließ sich mein Vater von Chiari überreden, pro forma einen Kaufvertrag mit ihm abzuschließen, in dem mein Vater bestätigte, von Chiari den Gegenwert seines ganzen Vermögens in bar erhalten zu haben. Da dies meinem Vater die einzige Möglichkeit schien, sein nicht unbeträchtliches Vermögen zu retten, ließ er sich auch nach einigem Zögern dazu bewegen. Ich selbst war dabei, als mein Vater die Quittung und Überschreibungs-urkunden unterschrieb. Ihm selbst blieb nichts in der Hand. Ich kann mir diese grenzenlose Leichtsinigkeit nur durch die damals schon sehr heftige Krankheit meines Vaters erklären. Noch in der gleichen Nacht fuhr uns Chiari über die Schweizer Grenze.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Raub des Banknotenpapiers.

Einer wahren Begebenheit nachgezählt
von Günther Erlendeb.

Das Notengeld der Bank von England, deren Schwierigkeiten kürzlich dieses altherwürdige Geldinstitut in das Blickfeld der allgemeinen Aufmerksamkeit rückten, gehört zu dem am schwersten nachzuahmenden unter allen Banknoten der Welt. Dies scheint erstaunlich angesichts der Einfachheit der Zeichnung, welche die englischen Geldzeichen tragen und die mit den verwickelten Arabesken, Linien und Wibern unserer deutschen Scheine nicht zu vergleichen ist. Gleichwohl war bisher keiner der zahlreichen Versuche, diese Noten nachzuahmen, erfolgreich, und zwar deswegen nicht, weil es zwar kinderleicht ist, die Zeichnung nachzubilden, aber so gut wie ausgeschlossen, auch das Papier so nachzumachen, daß man die Fälschung nicht alsbald erkennt. Dieses Papier, mit einer ganz eigenartigen Faserung und besonderem Wasserzeichen, wird nach streng geheim gehaltenen chemischen Formeln ausschließlich in der staatlichen Papierfabrik Laverbroke unter strengster Aufsicht hergestellt. Es steht denn auch im Mittelpunkt eines der bestdurchdachten Versuche, falsches Papiergeld anzufertigen, welche die Geschichte der Bank von England kennt und von dem hier berichtet werden soll.

Der Urheber dieses Versuches war ein gewisser James Griffith, ein begabter Mensch, ebenso tüchtig als Zeichner und Graveur wie als Chemiker. Diese schätzenswerten Eigenschaften dachte er nutzbringend dadurch zu verwerten, daß er Fünf-Pfund-Noten der Bank von England fälschte. Die erforderlichen Blätter waren bald hergestellt, umso mehr haperte es aber mit dem Papier. Um seine chemische Zusammensetzung herauszubekommen, zerstückte Griffith in seinen Retorten eine echte Note nach der andern, jedesmal also 100 Mark. Nach der 67. glaubte er eine Masse gefunden zu haben, die dem echten Papier völlig entsprach. Aber die darauf gedruckten, durch einen Mittelsmann bei einer Bank eingereichten Scheine wurden alsbald als Fälschung erkannt.

Da eine Nachahmung des Papiers offenbar keinen Erfolg versprach, blieb nur eine Möglichkeit: der Fälscher mußte sich echtes Papier verschaffen. Griffith wußte ungefährt, wie es in Laverbroke zugeht und daß bei der scharfen Überwachung das Unternehmen fast aussichtslos erschien. Aber wenn er Fünf-Pfund-Noten drucken wollte, blieb ihm kein anderer Weg. Der Versuch mußte auf jeden Fall gemacht werden und — er gelang.

Eine Tages erschien in dem Dorfe Whitchurch, wo die berühmte Papierfabrik lag, zwei Fremde: ein alter Maler Harold Tremayne mit seiner Nichte Ruby. Während jener sich eifrig seiner Kunst widmete, fand die hübsche, muntere Ruby Zeit genug, in Dorf und Umgebung herumzuspazieren, zahlreiche Bekanntschaften anzuknüpfen und den jungen Männern die Köpfe zu verdrehen. Schon nach kurzer Zeit zeichnete sie einen gewissen Harold Brown sichtbar aus, einen Jüngling von 26 Jahren, der in Laverbroke bei der Kontrolle des Banknotenpapiers beschäftigt war. Brown lag bald völlig in den Banden der schönen Ruby, und als er von dieser gar vernommen hatte, daß sie von einem zweiten Onkel noch eine ansehnliche Erbschaft zu erwarten habe, zögerte er nicht, sie um ihre Hand zu bitten. Ruby, hold erröthend, nickte Gewährung, aber unter einer Bedingung: Harold mußte, um ihr seine Liebe zu beweisen, etwas Ungewöhnliches für sie tun und ihr, als Andenken an seine Tätigkeit in Laverbroke — recht bald einige Bogen des berühmten Banknotenpapiers verschaffen.

Harold Brown erschrak; kannte er doch die scharfe Überwachung des Papiers, von dem man kaum ein handgroßes Stück aus der Fabrik schaffen konnte, und nun gleich ein paar Bogen! Er lehnte ab, aber die Sirene hatte schon zu große Macht über den jungen Mann bekommen: nach langem Sträuben versprach er endlich, den Wunsch seiner „Braut“ zu erfüllen.

Das Glück schien ihm hold. Eines Tages vermochte er mehrere Bogen unbemerkt beiseite zu schaffen, ging dann durch die Sperte, wo er wie ablich gleich allen anderen durchsucht wurde, bat darauf aber, noch einmal umkehren zu dürfen, um seinen vergessenen Schirm zu holen. Der Wunsch schien um so begreiflicher, als es in Strömen regnete. Unter diesen Umständen wäre es auch wohl dem Unbefangenen aufgefallen, daß Brown auf dem Heimwege den Schirm geschlossen über dem Arm trug wie viel mehr dem Geheimbeamten Brewster, einem der tüchtigsten Detektive von Scotland Yard, der in Laverbroke Dienst tat. So war der Papierdieb schnell gefast.

So tüchtig Brewster war, so gewissenlos zeigte er sich nun. Nachdem er sich von Brown die Zusammenhänge hatte erklären lassen, versprach er, ihn zu schonen, nahm ihm die aus der Fabrik geschmuggelten Bogen ab, machte dann alsbald Bekanntschaft mit Fräulein Ruby, der er auf den Kopf zusagte, daß sie das Banknotenpapier keineswegs als Erinnerung an Laverbroke sich gewünscht habe, und drohte mit Anzeige, wenn er nicht — an dem Geschäft beteiligt würde. Die Verabredung unter den gleichgestimmten Seelen fiel nicht schwer, und nachdem man sich mit dem Leiter des Ganzen, Herrn Griffith in London, in Verbindung gesetzt, war das Geschäft bald geschlossen. Griffith bekam die

begehrten Bogen, Brewster die Zulage auf einen ansehnlichen Anteil, sobald das Unternehmen gelungen sei.

Einige Monate später schüttelte man in der Bank von England die Köpfe. Immer häufiger tauchten Fünf-Pfund-Noten auf, die es nach den vorliegenden Unterlagen nicht geben konnte. Man prüfte die Stücke mit großer Sorgfalt; die einfache Zeichnung ließ sich, wie gesagt, unschwer nachbilden, ohne als Fälschung kenntlich zu sein. Daher wandte man um so größere Aufmerksamkeit auf das Papier. Aber da gab es keinen Zweifel, es war echt und konnte nur aus Laverbroke stammen. Man stand vor einem schier unlöslichen Rätsel.

Die Direktion der Bank wandte sich an Scotland Yard. Die Geheimbeamten begannen ihre Tätigkeit in Laverbroke, dessen Direktoren fast der Schlag rührte, als eine Prüfung der Bestände ergab, daß Banknotenpapier, ausreißend für den Druck von Duzenden von Millionen, spurlos verschwunden war. Der eigentliche Täter, Brown, war schnell gefast, er legte ein offenes Geständnis ab. Brewster dagegen hatte sich, als er merkte, daß „bide Lust“ herrschte, aus dem Staube gemacht, und auch der Maler samt Nichte hatten Whitchurch längst verlassen.

Diese beiden galt es offenbar zunächst zu fassen. Auf Grund der vorliegenden Beschreibung erkannte die Polizei in ihnen einen gewissen Burnett und „Bliz-Emma“, zwei bekannte Mitglieder der Londoner Unterwelt. Mit Hilfe einer von der Bank von England ausgesetzten Belohnung von 30 000 Mark, die andere Verbrecher zum Verrat verlockte, vermochte man sie in ihren Schlupfwinkeln bald aufzuspüren, doch ließ man sie zunächst ungeschoren, da sie vielleicht die Verteiler, aber schwerlich die Hersteller des Falschgeldes waren. Auf diese kam es aber in erster Linie an. Es wurde denn auch festgestellt, daß Burnett und „Bliz-Emma“ ansehnliche Gelbbeträge von einem Schlachter namens Buncher erhielten, bei dem eine heimliche Hausdurchsuchung große Mengen falscher Noten, aber keinerlei Vorrichtungen für deren Anfertigung zu Tage förderte. Buncher war demnach auch noch nicht der Richtige. Doch führte er, ohne es zu wissen, die Polizei in die Wohnung eines friedlichen Bürgers, bei dem sich dann eine kleine Druckerpresse, Stempel, Farben, einige Bogen unbedruckten Banknotenpapiers und bide Bündel fertiger Fünf-Pfund-Scheine vorfanden. Der friedliche Bürger, dem niemand etwas Böses zugekraut hatte, war kein anderer als James Griffith.

Mit seiner Verhaftung nahm seine so erfolgreich begonnene Tätigkeit als Banknotenfälscher ein vorzeitiges Ende. Er hat sich seines selbst geschaffenen Reichtums nicht lange erfreuen können.

Die gestorbene Stadt.

Von Lisa Nidel.

Von San Remo führt der Weg in die Berge hinein, aus Olivenhainen und düster ragenden Pinien hebt sich ein Hügel, auf dem eine Stadt aufs Meer blickt.

Aber kaum hat man einen Blick darauf geworfen, schauert man leise zusammen, denn es ist, als blicke man in ein totes Antlitz: Erbsarbig und grau die Häuser, in denen die leeren Fensterhöhlen wie gebrochene Augen starren.

Scheu betritt der Fuß die grasüberwucherten Wege, die unter Lorbogen hindurchführen. Eine Straße ist von rankendem Grün fast übersponnen, die Einsamkeit webt daran mit träumenden Augen und langsamen Händen und die Sonne malt smaragdene Strahlen durch das grüne Gespinnst auf den Boden.

Einst, vor fünfzig Jahren, oder mehr, wohnten Menschen in dieser halb verfallenen Stadt. Eines Tages erschütterte gewaltiges Erdbeben den Berg, prasselnd stürzten die Dächer ein und in grenzenloser Angst flüchteten die Einwohner in die Kirche. Da hob sich im Krampfe die Erde hoch empor, der Boden der Kirche riß auseinander, zertrümmern stürzte das Dach herunter, unter seiner Last die Menschen begrabend, sie tief in den geöffneten Schlund der Erde brügend. Tagelang noch hörten die zur Rettung herbeigeeilten Leute der Umgegend das Zammern und Rufen der Verschütteten. Man grub und schaufelte tagelang, aber gefunden hat man nicht einen Einzigen.

Noch stehen die Wände der Kirche. Der Himmel blaut herein. Um den verfallenen Altar hängen die Spinnweben der Zeit und das Muttergottesbild in der Altarnische lächelt schmerzlich nieder — an der Stelle aber, wo sich die Erde geöffnet hatte, wuchert ein riesiger Brombeerstrauch, fast die ganze Mitte der Kirche ausfüllend, und die schwarzen Beeren haben einen bitteren, galligen Geschmack.

Kein lebendes Wesen zeigt sich zwischen den Häusern, kein Mensch tritt aus den löse in den Angeln hängenden Türen, unheimlich gähnen dunkle Fluren und Gänge. Kein Vogel, keine Raze, kein Hund, nichts, als nur manchmal das Rascheln einer Eidechse. Sonst alles tot und das fahle Antlitz des Unheils aus allen Eden.

Majeestätisch sinkt die Sonne ins Meer, der Abendwind flüstert in den Pinien des kleinen Camposanto kurz vor der toten Stadt, und in rosiges Licht getaucht ist das erblichene Antlitz der Bossana Vecchia.

Die Hand im Gras.

Von Otto Ehrhart-Dachau.

Neulich begegnete ich einem jungen, fröhlichen Gesellen der alle Anlagen zum tüchtigen Jäger hatte. Aber seine Arme hingen ihm noch zu locker in den Gelenken und seine Finger und sein Mund gingen viel schneller als es gut war. „Mög' ihn Gott vor Schaden bewahren“, dachte ich, denn er gefiel mir sonst gut. Und ich hätte ihm deshalb gerne ein kleines Erlebnis erzählt, das zu wissen, vielleicht manchem jungen Jäger gut täte. Damit er immer bedenke, wie schnell das Blei ist und wie arg sich allzu heißes Blut verfühlen kann.

Wer die Waffe führt, soll Herr über sich selber sein. Der soll so schießen, daß es glatten Tod gibt und keine Leiden. Der soll prüfen, ehe er zündet, ob sein Ziel auch frei ist und er soll — auch wenn es eist — nie vergessen hinter alle Dinge zu schauen. Hinter jedem Baum, hinter jeden Busch und alles Gras. Das ist selbstverständlich.

Wenn ihm dann noch etwas passiert. . . . Ich pirschte einmal im Drummer-Schlag. Die Luft war voll vom Duft harziger Nichten. Die Sonne stand tief und alle Vögel sangen den Abend ein.

Vom Waldbrand — dort wo die Straße nach Wilprechts-hofen als Hohlweg durch den versilzten Hügel führt — sieht man weit hinaus ins bayerische Land. Und wie immer blieb ich hier stehen, um meine hungrigen Augen zu weiden.

Schwer schwang das Korn. In einer grünen Mulde, von fruchtbaren Bäumen verborgen, lag ein einsamer Weiser und streckte seinen blau-weiß-bunten Weidenbaum in die Höhe. Felder ebten. Hügel stiegen. Alle Höhen aber krönte wieder der Wald, der hier unabsehbar, nach beiden Seiten in die Weite floß. Einmal nur grüßte ein spitzes Kirchlein den Himmel der ruhig war, friedlich und rote Rosen auf der blassen Brust trug.

Ich stand und wartete, bis das Land sich verfärbte, die Schatten immer länger wurden und bis die ersten Rehe aus dem Korn in den Alee zu Kung traten. Jetzt war es Zeit auf meinen Bod zu pirschen. Meine Füße gingen hier von selbst. Sie kannten jeden Stein, ich brauchte mich nicht um sie zu kümmern. Sachte wand ich mich von Busch zu Busch, sicherte, lauschte, sah. Drüben, über der Straße erspähte ich einen dunkelbraunen Strich, der sich schattengleich gegen das Feld bewegte. Jetzt lag er still. Schnell das Glas an die Augen! Was da sitzt, das Großwild, die Plage unserer Jungheiden und Fasanen, ist mir lieber als mancher Bod. Und — so günstig stand es noch keinem. Vor den Drilling, auf Schrot gestellt und aufgeföhren. Doch, da steht nun ein kleiner Busch im Weg. „Den werden die großen Schrote schon durchschlagen!“

Fach es lieber anders an, breiter — „Ach was, es wird schon langen für den Blutfauger. Sonst entkommt er dir.“ Nein! Breit, sicher und tödlich soll er die Ladung haben! Ich gehe zur Seite, drei Schritte weiter nach rechts. So hat es Sinn. Angebakt, Ziel gefast, da! — hat sich eben nicht etwas rotes am Grabenrand bewegt?! Setz ab, schau. . . . Allmächtiger! Eine Hand!

Die Waffe ist zur Ruh gebracht, vorsichtig rücke ich näher und näher. Mein Herz schlägt und in den Schläfen braukt es als es mir zur Gewissheit wird: Da liegt ein Mensch! Den Kopf hinter die kleine Staube gebettet, hat sich da ein Bauernbursch in den Graben geworfen. Er schläft, und im bewegten Schlaf wohl rührte er vorhin die Hand. Gott sei Dank! Hätte ich die Staube durchschossen, wie es zuerst mein Wille war — ich hätte ihn unbedingt getötet.

Ein paar Tage später begegnete ich ihm wieder. Dem jungen hellbärtigen Loisl, der ahnungslos und freundlich grüßend an mir vorüberschritt in das Dorf. Zum Abend-trunk in die „Obere Post“, um dort die Nacht zu erwarten, die mit ihren schwachen Zeichen dem Kammerfensterln wohl recht günstig war.

Von Korb zu Korb.

Strand-Dialog von Rudolf Pressler.

Der Herr in Strandkorb Nummer 68 fragt über den Burgwall hinüber: „Waren Sie eigentlich schon mal, Herr Nachbar, am anderen Ende des Strandes? Ganz da drüben?“

Der Herr in Strandkorb Nummer 24: „O ja, da hatte ich zuerst sogar ein paar Tage lang meinen Korb stehen.“

Nr. 68: „So? und ich — hm, ich überlege ernstlich, ob ich nicht da hinüber. . . . Vielleicht ziehe ich morgen um.“

Nr. 24: „So. Ja, es ist etwas windgeschüttelt dort.“

Nr. 68: „Windgeschüttelt? Ja, das auch.“

Nr. 24: „Durch den Wald.“

Nr. 68: „Eben. Der Wald tritt dort so dicht heran, nicht

wahr? Man braucht nur die Treppe hinaufzugehen und ist mitten im Wald. Der hat so schönes Unterholz. . . . Es geht sich da gut — so schummrig, nicht wahr — so — so — zu Zweien und so. . . .

Nr. 24: „Ja, ich denke, es geht sich dort ganz gut.“

Nr. 68: „Sehen Sie, Sie sind dort wohl auch schon mal — abends — so durch den Wald gegangen — nach den Hotels — so zu Zweien —“

Nr. 24: „O ja, das bin ich auch schon.“

Nr. 68 (nach längerem Schweigen): „Sagen Sie, Herr Nachbar, war eigentlich damals — ich meine, als Sie Ihren Strandkorb noch auf der anderen Seite dort — war da schon die interessante Frau dort — ich meine, hatte sie schon ihren Strandkorb dort stehen, die. . . .“

Nr. 24: „Welche Dame?“

Nr. 68: „Die mit dem weißen Bologneserhündchen, das den blauen Schlupp auf dem bloßen Kopf. . . .“

Nr. 24: „Ach so, die! Ja, die war schon da. Die kam schon acht Tage vor mir.“

Nr. 68: „Sehen Sie, Sie wissen gleich, wen ich meine! Hand aufs Herz, haben Sie schon jemals so wundervolles blondes Haar gesehen?“

Nr. 24: „Selten. Aber das Haar ist, glaub' ich. . . .“

Nr. 68: „Gefärbt?! Natürlich — das haben die Damen nebenan im Strandkorb auch gleich behauptet. Alles Häßliche soll immer gleich „nicht echt“ sein. Aber — die famose Figur — ist die etwa auch nicht echt?“

Nr. 24: „Soviel ich weiß, doch.“

Nr. 68: „Soviel Sie wissen? Sie sind ja ein ganz Schlimmer! Eine Sängerin soll's sein.“

Nr. 24: „Gewesen — sie singt nicht mehr.“

Nr. 68: „Aus sehr guter Familie.“

Nr. 24: „Na ja, aber aus nicht sehr angenehmer.“

Nr. 68: „Na, mit der Familie hat man ja schließlich nichts zu tun, wenn man von einem Strandkorb in den anderen. . . und — wenn man so durch den Wald geht. . . . Was? Die Familie lebt ja wohl in Kolberg?“

Nr. 24: „Bamberg.“

Nr. 68: „Sie sind ja fabelhaft orientiert!“

Nr. 24: „Auch erst allmählich geworden.“

Nr. 68: „Na, natürlich. Man kann doch eine fremde Dame nicht so ohne weiteres fragen: Was ist Ihr Herr Vater? Lebt Ihr Onkel noch. . . .?“

Nr. 24: „Und wenn man fragt, erfährt man nicht immer die Wahrheit.“

Nr. 68: „Na, erlauben Sie, von dieser Dame — haben Sie sich die mal näher angeschaut? In diesem edlen, herben Gesicht liegt etwas wie absolute Wahrheitsliebe, wie restlose Ehrlichkeit.“

Nr. 24: „Etwas täuscht manchmal.“

Nr. 68: „Also, Herr Nachbar — Herr Nachbar, Sie wollen mir diese famose Frau bloß vereiteln.“

Nr. 24: „Warum sollte ich das?“

Nr. 68: „Ich glaube übrigens, man muß sich da beeilen. Ihr Trottel von Mann soll sie nächstens besuchen kommen.“

Nr. 24: „Ist schon da.“

Nr. 68: „Ist schon da —? Der Trottel ist schon. . . .?“

Nr. 24: „Ja. Aber ist's denn ein Trottel?“

Nr. 68: „Man hört's allgemein.“

Nr. 24: „Wie rasch sich so etwas herumspricht.“

Nr. 68: „Wieso rasch?“

Nr. 24: „Mein Gott, ich bin doch erst fünf Tage hier. Und habe die Frau doch erst im vorigen Herbst geheiratet.“

Wußten Sie das schon?

Wenn man nachts häufiger das Knaden von Möbeln hört als am Tage, so hat das darin seinen Grund, daß das Holz sich in der Nacht abkühlt und sich daher zusammenzieht. Natürlich tut die Stille der Nacht auch das ihre dazu, daß man das Knaden deutlicher hört oder mehr beachtet als am Tage.

Ein amerikanischer Arzt hat interessante Versuche angestellt, um die Richtigkeit der alten Behauptung nachzuweisen, daß schwarzer Kaffee ein Mittel sei, sich wach zu halten. Seine an den Insassen eines Gefängnisses, die sich freiwillig zur Verfügung stellten, veranstalteten Versuche haben aber ergeben, daß alle Versuchssubjekte nach dem Genuß von schwarzem Kaffee ruhiger schliefen als sonst.

Der neue große Kornspeicher in Bremen ist der größte Europas, da er 75 000 Tonnen Getreide zu fassen vermag. Der bisher größte Kornspeicher befindet sich in Genua, er faßt 70 000 Tonnen; der Rotterdamer mit 64 000 Tonnen ist die drittgrößte Speicheranlage Europas.